

## REZENSIONEN

**Arnautović, Ljuba: Junischnee. Roman. Wien: Zsolnay Verlag 2021. 192 S.**

2018 gelang Ljuba Arnautović mit ihrem Erstlingsroman *Im Verborgenen* ein Überraschungserfolg. Mit ihrem zweiten Buch *Junischnee* kann sie an diesen Erfolg nahtlos anknüpfen. Erneut behandelt sie darin ihre Familiengeschichte, die mit den großen Wendungen des 20. Jahrhunderts – mit der Geschichte der österreichischen ArbeiterInnenbewegung, des Nationalsozialismus und Kommunismus – verwoben ist. *Im Verborgenen* war die Geschichte von Eva und Walter Baumgarten, der Großmutter von Ljuba Arnautović und jenes jüdischen Mannes, den sie in den Jahren der nationalsozialistischen Diktatur als „U-Boot“ versteckt hielt, um ihn vor der drohenden Deportation in den Osten – und damit vor der Vernichtung – zu retten. In *Junischnee* steht die Geschichte von Karl Arnautović, des Vaters der Autorin, im Mittelpunkt, der als Schutzbundkind in die Sowjetunion kam und erst Jahrzehnte später nach Österreich zurückkehrte.

Nach den Februarkämpfen des Jahres 1934 und der Niederlage der österreichischen ArbeiterInnenbewegung flüchtete Karl Kafka, der Vater von Karl Arnautović, in die Tschechoslowakei und von dort weiter nach England. Die beiden Kinder, Karl und sein älterer (Halb-)Bruder Slavko, fanden aufgrund einer Hilfsaktion der Internationalen Roten Hilfe (MOPR) Aufnahme in der Sowjetunion. Die Mutter, Eva (damals Arnautović, spätere Baumgarten), blieb zunächst in Wien, wurde nach mehreren Monaten Polizeihaft in die Tschechoslowakei ausgewiesen und kehrte 1940 nach Wien zurück. Beide – Karl Kafka und Eva Arnautović – waren in der KPÖ engagiert. Die Kinder konnten sich zunächst auf der Krim erholen und wurden dann in einem Kinderheim der MOPR in Moskau untergebracht. 1939, kurz vor Kriegsbeginn, wurde das Kinderheim geschlossen. Während Slavko Arnautović 1941 wegen „antisowjetischer Agitation“ verhaftet wurde und 1942 in der Haft starb, überlebte sein 1943 verhafteter Bruder Karl mit viel Glück die Lagerhaft. Im Roman wird seine Geschichte mit jener von Nina Botscharowa verflochten, der in Kursk geborenen Mutter der Autorin. Die beiden lernten sich noch im Lager kennen und heirateten. Ljuba Arnautović wurde 1954 geboren, ein Jahr nach der Entlassung ihres Vaters aus der Lagerhaft. Sie kam 1956 mit ihren

Eltern nach Wien, wo sie als Dolmetscherin und Rundfunkjournalistin arbeitete. Obwohl die literarische Ausgestaltung dieser komplizierten und bewegenden Familiengeschichte auch fiktional ist, orientiert sich Arnautović streng am zeitgeschichtlichen Hintergrund. Neben dem Nachlass ihres Vaters stützt sie sich auch auf umfangreiche Archivrecherchen. Die ProtagonistInnen agieren demgemäß mit ihren realen Namen. Gegenüber vergleichbaren Büchern von Nachgeborenen, die an eine politisch-moralische Anklage erinnern (ich denke etwa an Peter Stephan Jungks romanhafte Biografie über die Kommunistin Edith Tudor-Hart), gelingt Arnautović ein großer emphatischer Wurf, distanziert und einfühlsam zugleich. Ungekünstelt, ohne jede Sentimentalität oder falsches Pathos, komponiert sie in 33 lose verbundenen Kapiteln die entbehrungsreichen Lebenswege ihrer Eltern. Das Streben ihrer Vorfahren nach einer besseren Welt wird von Ljuba Arnautović ernst genommen und nicht als Verirrung abgetan.

Da zumindest ein leiser Kritikpunkt nicht fehlen sollte, sei zuletzt die im Klappentext zu lesende Feststellung hinterfragt, dass die Mutter ihre Söhne 1934 „vor dem Nationalsozialisten“ – und nicht vor dem austrofaschistischen Regime – in Sicherheit brachte. Diese Fehleinschätzung, die dem Verlag – und nicht der Autorin – anzulasten ist, hat unhinterfragt Eingang in mehrere der bisher erschienenen Rezensionen gefunden. In einem Interview hat die Autorin verraten, bereits am dritten Teil ihrer Familiengeschichte zu schreiben.

**Manfred Mugrauer**

**Wassilij Grossmann: Die Hölle von Treblinka. Mit einer Einleitung von Dieter Pohl und einem Nachwort von Irina Scherbakova (= Studienreihe des Wiener Wiesenthal Instituts für Holocaust-Studien, Bd. 5). Wien–Hamburg: new academic press 2020. 102 S.**

Im Sommer 1944 hatte die Rote Armee auf ihrem Vormarsch nach Westen den Osten Polens erreicht. Am 18./19. August stießen die sowjetischen Truppen auf das Gelände des ehemaligen Vernichtungslagers Treblinka vor.

Schon kurze Zeit später, Anfang September, machte sich eine kleine Gruppe sowjetischer Offiziere auf, um den Ort des Massenmordes zu inspizieren. Unter ih-

nen befand sich der Schriftsteller Wassilij Grossmann, der seit Beginn des Krieges als Kriegsberichterstatter arbeitete.

Grossmann berichtet über die schlecht verwischten Spuren des Massenmordes, die er dort entdecken konnte, all die „Knochen splitter, Zähne [...] Hemden, Hosen, Schuhe [...] Kinderschuhchen mit roten Pompons [...] Haare“, die aus „der berstenden Erde kriechen“. (S. 74)

Bis auf diese Zeugnisse der Verbrechen war schon damals vom eigentlichen Lager nicht mehr viel vorhanden. Das Vernichtungslager (Treblinka II) war schon einige Zeit davor aufgelöst und seine Spuren von der deutschen Lagerverwaltung beseitigt worden. Dort, wo sich einst das Todeslager befunden hatte, war ein Bauernhof eingerichtet worden. Das ganz in der Nähe liegende Arbeitslager (Treblinka I) war kurz vor dem Eintreffen der sowjetischen Truppen geräumt worden.

Dabei war das, was Grossmann zu Gesicht bekam, einer der zentralen Orte des Holocaust gewesen. In der Zeit seiner Existenz zwischen Juli 1942 und August 1943 fanden hier etwa 900.000 Menschen den Tod.

Aus den Eindrücken, die Grossmann bei seinem Besuch sammelte, entstand sein Bericht *treblinskij ad / Die Hölle von Treblinka*. Im November 1944 erschien Grossmanns Darstellung in einer Zeitschrift der Roten Armee. Ein Jahr später wurde daraus eine Broschüre, die weite (auch internationale) Verbreitung fand. Schon 1946 erschien sie (als eine von mehreren Varianten) im Moskauer Verlag für fremdsprachige Literatur auf Deutsch. Nun erfolgt auf Basis dieser Ausgabe eine Neuauflage in der Studienreihe des Wiener Wiesenthal Instituts für Holocaust-Studien (VWI). Der ursprüngliche Text Grossmanns wird dabei eingerahmt von einer Einleitung des Historikers Dieter Pohl, der das Werk kenntnisreich in seinen historischen Kontext bettet, sowie einem aufschlussreichen Nachwort von Irina Scherbakova, die sich der literarischen und politischen Biographie Grossmanns und des Schicksals seiner Werke in der politischen und kulturellen Atmosphäre der stalinistischen (und nachstalinistischen) Sowjetunion widmet.

Seine Chronik von Treblinka beginnt Grossmann mit der Schilderung des Alltags im Arbeitslager (Treblinka I). Der Terror, die Gewalt und die Demütigungen im Arbeitslager bilden in der Beschreibung Grossmanns nur das Präludium für die

„hundertfach grauenhaftere“ (S. 32) Realität des nahen Vernichtungslagers (Treblinka II). Den unmenschlichen Abläufen, der unvorstellbaren Grausamkeit und der Technik des Massenmordes in Treblinka gilt das Hauptaugenmerk Grossmanns. Dabei stützt er sich auf die „Erzählungen lebender Zeugen“ und die „Aussagen von Leuten, die in Treblinka vom ersten Tag der Einrichtung [...] gearbeitet haben“ (S. 35), sowie auf die ihm zugänglichen ersten Analysen und Untersuchungen zu den Verbrechen der Nationalsozialisten. Und auch wenn Jahrzehnte historischer Auseinandersetzungen neuere und genauere Fakten und Daten hervorgebracht haben und manche Aussagen Grossmanns revidieren, bleibt sein Bericht, angesichts der Faktenlage von 1944, erstaunlich genau und präzise. Manchmal durchbrechen Sprachbilder voller Poesie und Pathos den fakten- und dokumentenbasierter Duktus der Darstellung. Stil und Gestus des Textes verraten dabei die menschliche Empörung und das Entsetzen des Autors.

Bemerkenswert an dem Text Grossmanns ist auch, dass er sich nicht scheute, der sowjetischen Öffentlichkeit Treblinka als dezidiert „jüdisches Lager“ (S. 29) zu präsentieren. Damit setzte er sich in Gegensatz zu seinen Schriftsteller- und Journalistenkollegen und der herrschenden Vorgabe des Regimes. Anfang der 1940er-Jahre begann sich in der Sowjetunion eine antisemitische Kampagne abzuzeichnen. Die vom Regime angestoßenen Schikanen und Sanktionen gegen Jüdinnen und Juden wuchsen sich im Laufe der kommenden Jahre in eine ausgedehnte Aktion gegen den jüdischen „Kosmopolitismus“ aus, der zahlreiche jüdische Intellektuelle, Kunstschaffende und Ärzte zum Opfer fielen. Ein erstes Anzeichen dieser Politik manifestierte sich etwa in der Weigerung des stalinistischen Regimes, den jüdischen Opfern der Nationalsozialisten einen wie auch immer gearteten Sonderstatus zuerkennen. Diese antisemitische Politik des Stalinismus der 1940er- und frühen 1950er-Jahre – Irina Scherbakova macht im vorliegenden Band darauf aufmerksam – hat auch das Schreiben und Publizieren Grossmanns wesentlich mitbestimmt. Grossmanns Bericht über Treblinka (und sein Schicksal als jüdischer Autor in der Sowjetunion) werden so auch zum Beleg über den Umgang der Sowjetunion mit dem Holocaust. Primär aber bleibt es ein wichtiges Zeitdokument für die Wahrnehmung und Bestimmung eines der zentralen NS-Vernichtungsorte.

„Von einer furchtbaren Wahrheit zu berichten ist die Pflicht des Schriftstellers“,

fasst Grossmann sein Anliegen zusammen. „Und die Bürgerpflicht des Lesers“, fährt er fort, „ist es, sie zu erfahren.“ (S. 64)

**Peter Angerer**

---

**Backes, Uwe, Patrick Moreau: Europas moderner Rechtsextremismus. Ideologien, Akteure, Erfolgsbedingungen und Gefährdungspotentiale. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2021. 133 S.**

---

Man kann den gegenwärtigen Rechtsextremismus nicht analysieren, wenn man nicht auch seine Modernisierung berücksichtigt. Dieser Auffassung sind auch die beiden Extremismusforscher Uwe Backes und Patrick Moreau, die dazu das Buch *Europas moderner Rechtsextremismus* vorgelegt haben.

Darin wird der Begriff „Modernisierung“ verständlicherweise formal verstanden. Es geht nicht um die Behauptung, wonach es eine Demokratisierung oder Verbesserung gegeben habe. Gemeint sind primär Anpassungen an gesellschaftliche Veränderungen, die für eine strategische Lernfähigkeit des gemeinten politischen Lagers sprechen. Darüber wird immer mal wieder in Andeutungen spekuliert, eine systematische Betrachtung zu eben den Modernisierungspotentialen fehlte bislang. In diese Lücke stoßen die beiden Politikwissenschaftler. Sie wollen damit neue Analyseoptionen aufzeigen, sowohl zu den Positionen wie zur Strategie.

Am Beginn ihrer Betrachtungen stehen Definitionsprobleme, denn das Gemeinte muss auch mit einer konkreten Nennung verbunden sein. Und hier geraten die Begriffe doch etwas durcheinander. Das Buch spricht von modernem „Rechtsextremismus“ im Titel. Meist wird aber die Bezeichnung „Rechtsradikale“ verwendet. Ersteres steht für eine dezidiert antidemokratische Auffassung, „Rechtsradikale“ soll einen Standpunkt zwischen Faschismus und Konservatismus erfassen und sich für einen länderübergreifenden Vergleich besser eignen. Dann ist aber auch von einer „weichen Form“ des Extremismus die Rede, was ja dann wieder für die Bezeichnung „Extremismus“ als antidemokratische Strömung sprechen würde. Es kann ja hierfür unterschiedliche Intensitätsgrade geben. So wäre das hier Gemeinte ein neuerer Rechtsextremismus, während etwa neonazistische Gruppierungen für den traditionellen Rechtsextremismus stehen würden. Blendet man indessen diese Begriffsproblematik aus, werden zutreffend die Modernisierungsbereiche aufgearbeitet.

Dabei ist die Arbeit auf die Parteien konzentriert und nimmt einen europäischen Vergleich vor. Gerade dadurch gelingt es den Autoren, die entsprechenden Innovationen gut herauszuarbeiten. Ihre Betrachtung richtet sich dabei auf die Ideologien und Programme. Deutlich wird etwa, dass sich der modernere Rechtsextremismus eher muslimenfeindlich und der traditionelle Rechtsextremismus eher judenfeindlich orientieren. Auch Aspekte wie *Anti-imperialismus* und *Querfront* werden als Handlungsfelder thematisiert. Und dann ist auch die Bedeutung der Corona-Frage für das gemeinte politische Lager wichtig. Dem folgt ein Blick auf die Erfolgsbilanz, wobei es primär um die Europawahlergebnisse von 2019 geht. Darüber hinaus wären noch Einschätzungen zu anderen Resonanzen interessant: Gibt es zwischen den demokratischen mit den hier gemeinten Parteien politische Kooperationen? Sind sie oder könnten sie Koalitionspartner auf Regierungsebene sein? Werden sie gesellschaftlich als „normale Parteien“ wahrgenommen.

Und dann geht es noch ausführlicher um die Erfolgsbedingungen, wobei die Analysekriterien *Politische Nachfrage*, *Politische Gelegenheiten* und *Politische Angebote* für einen Vergleich genutzt werden. Auch hier erlaubt der länderübergreifende Blick besondere Erkenntnisse, die Bedingungsfaktoren wie Spezifika deutlich machen. Die Autoren lassen sich dabei nicht leichtfertig von nur scheinbaren Zusammenhängen täuschen, sondern verzichten auf einfache Erklärungen, wenn die Sachlage eben nicht möglich macht. Darüber hinaus geben sie bei den Ausführungen zu den Deutungen immer einen kleinen Überblick, der Forschungsergebnisse und -kontroversen thematisiert. Insofern hat man es auch mit einer guten Einführung zu tun, die durch die Differenzierung von Einflussfaktoren und damit durch die Nennung von Untersuchungskriterien weiterführend wirkt. Ansonsten merkt man immer wieder die jahrelange Beschäftigung mit dem Thema, welche auch in der Aufmerksamkeit für Besonderheiten in den jeweiligen Ländern deutlich wird.

**Armin Pfahl-Traugber**

An der Herstellung dieser Nummer wirkten mit: Peter Angerer, Gerhard Baumgartner, Eva Kriss, Manfred Mugrauer, Armin Pfahl-Traugber, Christine Schindler, Bernhard Weidinger.  
Impressum: Verleger, Herausgeber und Hersteller: Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes, Wipplingerstraße 8 (Altes Rathaus), 1010 Wien; Redaktion ebenda (Christa Mehany-Mittertutzner, Tel. 22 89 469/322, E-Mail: christa.mehany@doew.at; Sekretariat, Tel.: 22 89 469/319, E-Mail: office@doew.at; web: <https://www.doew.at>).